

Literaturbesprechung

Gary Bente,

Bettina Fromm:

Affektfernsehen.

*Motive, Angebotsweisen
und Wirkungen.*

Schriftenreihe Medien-
forschung der Landesanstalt
für Rundfunk Nordrhein-
Westfalen. Band 23.

Opladen: Leske + Budrich
Verlag, 1997.

78,00 DM, 463 Seiten.



Affektfernsehen

Die Studie, die im Auftrag der Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen durchgeführt wurde, beginnt mit einem Problem. Die Autoren räumen ein, daß der Begriff *Affektfernsehen* als Genrebezeichnung sehr unscharf sei, weil er nur schwer gegenüber anderen traditionellen Formaten des Fernsehens abgegrenzt werden könne. Folglich beschreiben die Autoren im folgenden, welche Sendeformen sie unter diesem Begriff zusammengefaßt sehen wollen und die dann weiterer Gegenstand ihrer Studie sein sollen. Als Charakteristika des Affektfernsehens nennen sie: Personalisierung, Authentizität, Intimisierung und Emotionalisierung. Diese Charakteristika vermuten sie in folgenden Sendeformen: Affekt-Talks, Beziehungsshow, Spielshows, Suchsendungen und Konfrontations-Talks.

Hier wird bereits eine der großen Schwächen der Studie deutlich, sie geht von den vermuteten vier Charakteristika des Affektfernsehens aus und sucht sie in anderen Genres, ohne dabei auf die Geschichte von Fernsehgenres und Fernsehformaten einzugehen oder die vorhandene Literatur zur Genretheorie

sowie zur Charakteristik der Genres und Formate zur Kenntnis zu nehmen. So fassen sie dann *Herzblatt* unter die Rubrik Spielshow, obwohl diese Sendung in der medienwissenschaftlichen Literatur als einer der Prototypen der Beziehungsshowshows gilt. *Schreinemakers Live* fällt bei den Autoren zusammen mit *Fliege*, *Arabella*, *Ilona Christen* und *Hans Meiser* unter die Kategorie Affekt-Talk. Damit wird ignoriert, daß es sich bei den täglichen Talkshows um eine eigene Subkategorie des Genres Talkshow handelt, die mit einer einmal pro Woche am Abend ausgestrahlten Show wie *Schreinemakers Live* nicht in einen Topf geworfen werden kann. So wundert es denn auch überhaupt nicht, wenn sie im Verlauf ihrer weiteren Untersuchung immer wieder auf Unterschiede zwischen diesen beiden Sendeformen stoßen, die sie selbst aber unter einer Kategorie zusammengefaßt haben. Ähnlich undifferenziert gehen sie mit den Genres und Formaten Beziehungsshow und Spielshow um. Die fünf genannten Affekt-TV-Formate und die ihnen angehörenden 20 Sendungen, die die Grundlage der Untersuchung bilden, sind daher mehr willkürlich zusammengestellt, als daß sie aus bisherigen Erkenntnissen der Genreforschung in der Medienwissenschaft abgeleitet wären. In der Studie werden die Motive von Gästen und Zuschauern mit Interviews und Fragebogen erhoben, die Angebotsweisen mit Hilfe von Analysen der Programmzeitschriften und einer Themenkodierung sowie einer computergestützten Inhalts- und Strukturanalyse von Videoaufzeichnungen ausgewählter Affekt-TV-Sendungen, die Wirkungen mit Hilfe eines

psychologischen Wirkungsexperiments sowie rechtliche Aspekte anhand von Fallanalysen und Gruppendiskussionen untersucht. Die Darstellung der Ergebnisse orientiert sich an diesen Untersuchungszielen. In sechs Kapiteln werden Angebot und Nachfrage auf dem Affektfernsehmarkt, die Funktion des öffentlichen Auftritts aus Gastperspektive, Zuschauermerkmale und Affekt-TV-Konsum, die formalen Angebotsweisen und interpersonellen Kommunikationsmuster im Affekt-Talk, die sozio-emotionalen Wirkungsdimensionen des Affektfernsehens sowie die juristischen Aspekte des vermeintlichen Genres beschrieben. In den Abschnitten über Angebot und Nachfrage auf dem Affektfernsehmarkt bestätigen die Ergebnisse andere vorliegende Untersuchungen zur Themenstruktur der Sendungen und widerlegen damit auch das Vorurteil, daß es in diesen Sendungen hauptsächlich um Sex gehe. Die Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen stehen beim Affektfernsehen im Mittelpunkt. Um die Motive der Gäste zu erforschen, wurden mit Gästen aller Affekt-Talk-Sendungen sowie den Sendungen *Nur die Liebe zählt*, *Bitte melde dich!* und *Vermißt!* insgesamt 66 Interviews durchgeführt. Aus den Ergebnissen kristallisierten die Autoren acht Motivtypen heraus (S. 119ff.): der Fernseh-Star, den das Bedürfnis nach sozialer Beachtung und Anerkennung treibt; der Patient, der mit dem Auftritt psychische oder körperliche Beschwerden aktiv zu bewältigen sucht; der Kontaktabahner/Verehrer, der mit dem Auftritt eine Beziehung erneuern oder herstellen will; der Ideologe, der den Auftritt als Forum für persönliche Bot-

schaften nutzt; der Propagandist, der den Auftritt zu kommerziellen Interessen nutzt; der Anwalt in eigener Sache, der „sich von Behörden oder der Justiz ungerecht behandelt fühlt; der Rächer, der sich in einer als mehr oder weniger problematisch empfundenen Situation, die sich in einer Kommunikationsstörung zu einer ehemals nahestehenden Person manifestiert“ (S. 125), befindet, der Zaungast, der mit dem Auftritt seine Neugier in bezug auf das Medium und den Ablauf einer Fernsehproduktion befriedigen will. Zaungäste, Ideologen, Propagandisten, Patienten und Fernseh-Stars sind die am häufigsten vorkommenden Motivtypen. Im Abschnitt über die Zuschauermerkmale und den Affekt-TV-Konsum werden andere Untersuchungsergebnisse bestätigt, z. B. daß die Sendungen dieses Typs mehrheitlich von Frauen gesehen werden. Interessant ist das Ergebnis, daß sich im „Hinblick auf die Sehhäufigkeit ... Zusammenhänge zwischen fast allen Affektfernsehformaten (Talks, Suchsendungen, Beziehungsshowshows, Spielshows) und der Rezeption von Serien“ zeigen (S. 184). Vor allem Zuschauer, die sehr viel Wert auf Sicherheit, Moral und Anstand legen, bevorzugen Affekt-TV-Sendungen. Im Abschnitt über die formalen Angebotsweisen und die interpersonellen Kommunikationsmuster im Affekt-Talk arbeiten die Autoren Unterschiede im Verhalten der Moderatoren heraus. Ob die letztlich erzielten Ergebnisse den immensen methodischen Aufwand einer computergestützten Einzelbildanalyse anhand von ausgewählten abgeschlossenen Gesprächen zwischen Moderatoren und Gästen rechtfertigen, ist

fraglich, zumal die Analyse mit nur rudimentären Kenntnissen film- und fernsehanalytischer Verfahren durchgeführt wurde. Ähnliches gilt für die Untersuchung der sozio-emotionalen Wirkungsdimension der Sendungen, wobei hier nur Affekt-Talks und Beziehungsshows berücksichtigt wurden. Hier wurde mit psychologischen Testverfahren gearbeitet, z. B. mit dem „Eysenck-Personality-Inventory“ (EPI) oder dem „Self-Assessment-Manikin“ (SAM). Hier soll keine generelle Kritik an den Verfahren geübt, sondern lediglich gefragt werden, ob Verfahren und ihre Kategorien, die zum Teil in den 70er Jahren entstanden sind, den Lebensverhältnissen in den 90er Jahren und den damit verbundenen Lebenswirklichkeiten der Testpersonen noch gerecht werden können. Im Abschnitt über die juristischen Aspekte des Affektfernsehens wird festgestellt, „daß die Sendungen des Affektfernsehens sich häufig durch die Wahl ihrer Themen und Vorgehensweisen in juristisch sensiblen Bereichen bewegen. Verstöße gegen geltendes Recht sind dabei gelegentlich festzustellen, sind aber dem Affektfernsehen nicht immanent“ (S. 316). Die daraus gezogene Folgerung, der als Rechtsunsicherheit empfundenen, unbefriedigenden Situation mit schärferen Gesetzen zu begegnen, ist sehr diskussionsbedürftig. Denn es ist fraglich, ob das der richtige Weg ist. Insgesamt bleiben die Ergebnisse der Studie recht unbefriedigend. Einerseits ist in der Untersuchung mit zum Teil recht fragwürdigen methodischen Konstruktionen gearbeitet worden, die die Ergebnisse nicht unwesentlich beeinflusst haben. Neben den bereits genannten Problemen der psychologischen

Testverfahren und der computergestützten Analyse ausgewählter Sendungsabschnitte betrifft dies auch die Fragebogenstudie, in der die Zuschauermerkmale abgefragt wurden. Die Stichprobe wurde repräsentativ für die Bevölkerungsstruktur ausgewählt. Dadurch waren natürlich auch zahlreiche Nichtseher und Gelegenheitsseher unter den Befragten. Auf diese Weise ergeben sich möglicherweise prozentuale Verschiebungen bei einigen Ergebnissen. Meines Erachtens wäre es sinnvoller gewesen, die Stichprobe repräsentativ für die Zuschauerschaft des Affektfernsehens auszuwählen. Dann wäre man möglicherweise zum Teil zu anderen Ergebnissen gekommen. Andererseits ist der Begriff des Affektfernsehens, wie die Autoren selbst zugeben, zu unscharf, um die hier untersuchten Sendungen mit ihren Charakteristika und Eigenschaften zu fassen. Das liegt u. a. daran, daß den Autoren zahlreiche medienwissenschaftliche Arbeiten fremd sind, die sich mit Fernsehgenres und -formaten befassen, die sich auch mit den emotionalen Aspekten der Rezeption sowie den für das Affektfernsehen genannten Charakteristika der Emotionalisierung, Intimisierung, Authentizität und Personalisierung, z. B. bei Nachrichtensendungen beschäftigen. Fazit: Die Studie zeugt von teilweise großer Unkenntnis medienwissenschaftlicher Erkenntnisse und der praktischen Seite der Programmplanung und Produktion der Sendungen, bietet dafür aber eine handwerklich sauberere psychologische Untersuchung zu einem Medienthema. Nicht mehr und nicht weniger.

Lothar Mikos



Gewalt auf den Bildschirmen

Bisher ist – soweit mir bekannt – keine Veröffentlichung zum Thema Jugendmedienschutz aus Frankreich nach Deutschland vorgedrungen. In dem sehr informativen und übersichtlichen Buch zum Thema Gewalt im Fernsehen aus französischer Perspektive von Divina Frau-Meigs, Wissenschaftlerin an einer Pariser Universität, und Sophie Jehel, Mitarbeiterin des Conseil Supérieur de l’Audiovisuel (Paris) kann man lesen, warum: Es gibt einfach keine nennenswerten französischen Publikationen zur Gewalt auf Bildschirmen, ausgenommen vielleicht einige eher bibliographische Zusammenstellungen mit nahezu ausschließlich amerikanischen Quellen, die gegenseitig aufeinander verweisen, sowie einige Arbeiten mit polemischen Argumentationen Anfang der 80er Jahre. „Seitdem hat sich unter den Soziologen eine Forschungsrichtung etabliert, die die soziale Nutzung der Medieninhalte zum Thema hat. Paradoxerweise hat diese Forschung die These von der Bedeutungslosigkeit der angebotenen Inhalte noch verstärkt“ (S. 114). In Frankreich wird nämlich die Debatte um die Bedeutung